

hat man deshalb die asketische Hoffnung der Christen genannt, Einübung in eine Hoffnung, die auch jede jäh entschwundene Zuversicht überwacht, Einübung in eine Hoffnung wider alles Hoffen.

Doch auch diese Bewegung der Hoffnung darf nicht ins Individualistisch-Weltlose verengt werden; auch sie ist noch einmal entprivatisiert oder zu entprivatisieren. Auch sie muß nämlich im Blick auf die Welt geschehen, auf die Welt unserer Brüder: in der selbstvergessenen Entäußerung der Liebe für die anderen, für die „Geringsten“, im selbstlosen Einstehen für deren Hoffnung. Denn das vorgreifende Bestehen des Todes geschieht in dieser Liebe: „Wir wissen, daß wir vom Tod zum Leben hinübergeschritten sind, weil wir die Brüder lieben“ (1 Joh 3, 14). Nur wer so seine Seele verliert, wird sie gewinnen.

Christliche Hoffnung reißt die Passion des Todes, der unsere Verheißungen bedroht, überwindend an sich, indem sie sich einläßt auf das Wagnis der brüderlichen Liebe zum Geringsten – in der Nachfolge Jesu, dessen Sein ursprünglich nicht Selbstvollzug, nicht *reditio subjecti in se ipsum* ist, sondern „Da-sein-für-andere“ (Bonhoeffer).

Christliche Hoffnung ist schöpferische Imitation dieses „Daseins-für-andere“; und darin ist sie nochmals Knechtsgestalt schöpferischer Weltverantwortung.

ZEITBERICHT

Zur Neugestaltung der römischen Messe

„Der Meßordo soll so überarbeitet werden, daß der eigentliche Sinn der einzelnen Teile und ihr wechselseitiger Zusammenhang deutlicher hervortreten und die fromme und tätige Teilnahme der Gläubigen erleichtert werden.“ Diese Anweisung der Liturgiekonstitution des II. Vatikanums (Nr. 50) ist durch die bisherigen Änderungen des Meßritus noch lange nicht durchgeführt. Wie der Konzilsmehrheit von Anfang an klar war, ist eine solche Reform ohne tiefere Eingriffe in die bisherige Gestalt der Messe nicht möglich. Der mit der Vorbereitung der Liturgiereform beauftragte „Rat zur Erneuerung der Liturgie“ hatte sich deswegen an erster Stelle mit der Erarbeitung eines neuen Ritus der Messe zu befassen. Ein erster Entwurf war im Herbst 1965 fertiggestellt. Er wurde Ende Oktober 1965 während der 4. Sitzungsperiode des Konzils auf der Vollsitzung des Rates vorgelegt und eingehend diskutiert. Um einen lebendigen Eindruck zu gewinnen, feierten alle Mitglieder des Rates – Bischöfe und Theologen – gemeinsam die Messe im neuen Ritus, einmal französisch (am 20. 10.) und einmal italienisch (am 22. 10.). Die Öffentlichkeit erfuhr von dem Ganzen durch eine kurze Meldung, die lediglich die eben berichteten Tatsachen erwähnte. Über die Gestalt der Messe selbst hörte man nichts.

In der Zwischenzeit ließ sich aber aus zahlreichen Einzelinformationen ein einigermaßen zureichendes Bild gewinnen. Danach verlief die Messe etwa in dieser Weise: Sie begann mit einem Eingangsgesang, für den man einen der bisherigen Gesänge (Kyrie, Gloria, Introitus) oder andere Texte vorschlug (die Einführung eines Bußritus am Anfang blieb umstritten). Nach der Oration folgten drei biblische Lesungen, von denen nach eigener Wahl eine weggelassen werden konnte. Das Credo sollte nur am Sonntag gebetet werden. Während der Gabenbereitung schrieb der Ordo nur eine kurze Oblationsformel vor. Für den Kanon, für den man auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes noch die lateinische Sprache beibehielt, hatte die zuständige Expertenkommission drei Möglichkeiten zur Wahl vorgeschlagen: den jetzigen römischen Kanon mit leichten Änderungen (z. B. ohne die „Amen“), eine stärker gekürzte Form (mit kürzerem „Memento“ und nur einmaliger Nennung der Heiligen) und eine ganz kurze Fassung (z. B. ohne das „Hanc oblationem“). Die einzige Kniebeugung der Messe war in feierlicher Form nach der Doppelkonsekration vorgesehen. Die „Fractio panis“, die Brotbrechung, geschah mit einer still gesprochenen Formel während des Gesangs des „Agnus Dei“. Vor der Kommunion wurde der Friedenskuß gegeben, dann folgte (statt der bisherigen drei) ein laut gesprochenes Kommuniongebet. Der Kommunion schloß sich ein längerer Danksagungsritus mit Gesängen an, darunter biblische Cantica wie das „Benedictus“ und das „Magnificat“. Für das bisherige „Ite, missa est“ standen zahlreiche Formeln zur Wahl. Die Messe schloß mit dem Segen und dem Schlußgesang.

Obwohl nach allen Berichten sämtliche Teilnehmer von diesen beiden Gottesdiensten tief beeindruckt, ja begeistert waren, gab es in der darauf folgenden Kommissionssitzung heftige Auseinandersetzungen. Dabei ging es nicht nur um die schon erwähnte Bußliturgie oder um das bisherige „Domine, non sum dignus“ (im Ritus hieß es: „Herr, ich bin nicht würdig, an deinen Tisch zu treten“, während andere mehr das Kommen Christi betont wissen wollten), der Widerstand richtete sich vor allem gegen die vorgeschlagenen Änderungen des Kanons. Der römische Kanon in seiner heutigen Form, so hieß es, sei ein so geschlossenes Kunstwerk, daß jeder Eingriff einem Vandalismus gleichkäme. Einige meinten, man solle eher einen ganz neuen Text schaffen, etwa nach dem Vorbild der Liturgie der Ostkirchen mit ihrer „Epiklese“ (eine Bitte um die Verwandlung der Gaben durch den Heiligen Geist, die auf die Einsetzungsworte folgt und im Osten als das eigentliche „Wandlungswort“ angesehen wird).

Zentrales Thema der Diskussion war jedoch die Frage nach dem theologischen Verständnis des Meßopfers überhaupt. Die Gruppe, von der der Widerstand gegen jeden neuen Ritus ausging, befürchtete eine Aufweichung des Dogmas von der wirklichen Gegenwart Christi in den eucharistischen Gestalten. Man muß dabei bedenken, daß wenige Wochen zuvor die Eucharistieenzyklika Pauls VI. „Mysterium fidei“ erschienen war, von der sich diese Bischöfe und Theologen in ihren Befürchtungen bestätigt fühlten. Tatsächlich sind die Bemühungen um die Liturgiereform, die vom Konzil in der Liturgiekonstitution aufgenommen wurden, Zeichen und Ausdruck eines tiefgreifenden Wandels der gesamten Eucharistieförmigkeit. Die Entwicklung von der Privatmesse zur Konzelebration, von einem bloßen Anbetungskult zur Mahl- und Opfergemeinschaft, vom Latein zur Volkssprache bringt eine Akzentverschiebung mit sich, die einem zu ausschließlich der nachtridentinischen Tradition verhafteten Denken leicht als revolutionäre Neuerung statt als legitime Weiterentwicklung erscheinen mag. Auch die sogenannte „holländische Krise“, auf die sich „Mysterium fidei“ unausgesprochen bezieht, ist nur ein, wenn auch pointiertes und zugespitztes, Zeichen dieses Wandlungsprozesses. Wenn man bedenkt, um welche zentrale Probleme des christlichen Glaubens es dabei geht, braucht man sich über das Auftreten retardierender Momente nicht zu wundern. Der Gang der ganzen Entwicklung ist ohnedies zu eindeutig, als daß er sich durch solche Widerstände aufhalten ließe. Die Zeit arbeitet für die Reform. So ist zu hoffen, daß der Papst den neuen Meßordo bald genehmigt und wenigstens zur Erprobung in einzelnen Gemeinschaften freigibt.